

Patrick Keller

**Krieg aus Überzeugung:
Bush und Blair rechtfertigen den Irakkrieg,
Bierling erklärt ihn**

Tony Blair: A Journey,
Hutchinson, London 2010,
736 Seiten, £ 25,00.

*George W. Bush:
Decision Points,*
Crown Publishing Group,
New York 2010,
512 Seiten, US \$ 35,00.

*Stephan Bierling:
Geschichte des Irakkriegs:
Der Sturz Saddams und Amerikas
Albtraum im Mittleren
Osten,* C. H. Beck Verlag,
München 2010,
253 Seiten, 12,95 Euro.

Das Tandem aus George W. Bush und Tony Blair gehört zu den unwahrscheinlichsten politischen Freundschaften der vergangenen Jahrzehnte. Die mythische *special relationship* der Vereinigten Staaten und Großbritanniens hat zwar schon einige geschichtsträchtige Paarungen hervorgebracht, die sich aus äußerer Notwendigkeit (Roosevelt/Churchill) oder ideologischer Nähe

(Reagan/Thatcher) zusammengefunden haben. Aber bei Bush und Blair, dem Spross einer konservativen Dynastie und dem Hoffnungsträger der progressiven *New-Labour*-Bewegung, stand dies nicht zu erwarten. Wie Blair in seinen Memoiren schreibt, war sein erstes Aufeinandertreffen mit Präsident Bush von Zurückhaltung geprägt – Blair war in den USA vor allem für seine enge Partnerschaft mit dem *New Democrat* Bill Clinton bekannt. Und doch versichern beide in ihren jüngst erschienenen Erinnerungen einander, im jeweils anderen den wichtigsten Partner auf internationaler Bühne gefunden zu haben. Ihre Entscheidung Irakkrieg 2003, gegen den Willen Russlands, Frankreichs und Deutschlands, hat sie zusammengeführt. Zusammengeschweißt hat sie die desaströse Entwicklung nach dem Sturz Saddam Husseins – Chaos und Gewalt im Irak, Häme und Hass in den eigenen Gesellschaf-

ten. In den Jahren 2003 bis 2007 hat sich ein Urteil über Bushs und Blairs Irakpolitik etabliert, das aus den Vorwürfen der Unfähigkeit, Korruption und bewussten Täuschung zusammengesetzt ist. Erst allmählich, nicht zuletzt aufgrund der seit 2007 zu beobachtenden schrittweisen Stabilisierung des Irak, werden differenzierte Interpretationen laut – zu denen die Bücher der Regierungschefs einen erheblichen Beitrag leisten.

Blairs Wälzer ist die entschieden anregendere Lektüre. Blair, der zunächst als Anwalt Karriere gemacht hat, behandelt den Leser wie eine Jury, der er einen „offenen Geist“ abfordert und der er, detailliert und analytisch, die Argumente für und wider den Sturz Saddam Husseins erörtert. Vieles davon ist bekannt, aber in dieser drängenden und fokussierten Weise hat man es – gerade in Deutschland – selten gelesen. Saddams Verstöße gegen die Sanktionen der UN, die Abscheulichkeit

seiner Diktatur, seine Unterstützung des Terrorismus, sein Streben nach Massenvernichtungswaffen – all das ist unstrittig und genügt in Blairs Augen, den gewaltvollen Sturz Saddams als progressives Projekt zu begreifen, das sich eigentlich insbesondere linke und liberale Kräfte hätten zu eigen machen müssen. Nach 9/11 und erst recht nach den Bombenanschlägen auf die Londoner U-Bahn 2005 ist Blair davon überzeugt, dass es einen weltweiten Konflikt zwischen den Idealen des freiheitlichen Westens und den antiliberalen Prinzipien des Islamismus gibt. Neben Afghanistan ist der Irak der wichtigste Schauplatz dieses Konflikts, weil hier Freiheit und Demokratie in einem Kernland des Mittleren Ostens verankert werden sollen. Dass im Irak nicht die erwarteten Massenvernichtungswaffen gefunden werden konnten, verliert in diesem Zusammenhang an Bedeutung, da diese für Blair nur ein Baustein eines komplexen Begründungszusammenhangs waren. Zudem stellt er seinen Kritikern die berechtigte Frage, welche Entwicklung der Irak genommen hätte, wenn Saddam nicht gestürzt worden wäre. Blairs Szenario eines von den

UN-Sanktionen befreiten Irak unter Saddam, der massiv aufgerüstet und dem Westen im globalen Kampf gegen Diktatur und politischen Extremismus geschadet hätte, ist in der Tat das wahrscheinlichste.

Irakisches Chaos als Konsequenz islamistischen Terrors

Aber war es das wert? Es ist fesselnd, wie Blair mit dieser Frage ringt. Minutiös listet er die Opfer des Krieges, gerade unter der irakischen Bevölkerung, auf. Er benennt die schrecklichen Fehler der Koalition in der Stabilisierungsphase – die verschleppte Organisation des Wiederaufbaus und die zu geringe militärische Präsenz in der Fläche. Aber er argumentiert, dass diese Fehler, entgegen der gängigen Meinung, nicht entscheidend waren für den Sturz des Nachkriegs-Irak ins Chaos. Es war (und ist) kein Bürgerkrieg der irakischen Bevölkerung gegen feindliche Besatzer, sondern eine breit angelegte, in wesentlichen Teilen vom Iran gesteuerte Terrorkampagne islamistischer Radikaler, welche die aufkeimende Demokratie bekämpfen wollen und ihre Opfer vor allem unter den Irakern selbst finden. Deswegen bleibt Blair auch das von

seinen Kritikern geforderte Zeichen der Reue schuldig. Er zeigt sich konsterniert über die Härte des Konfliktes und den Mangel an westlicher Voraussicht und Kampfeswillen, aber die knapp zweihundert Seiten zum Irak sind als Verteidigungsschrift zu lesen: Die Entscheidung für den Krieg, sagt Blair, war grundsätzlich richtig. Und bleibt es immer noch.

Überschattete Lebensleistung

Seine Autobiografie verdeutlicht auch, warum Blair sich gar nicht anders positionieren kann. Während Bush durch 9/11 und die nachfolgenden Kriege als Regierungschef definiert wurde, wurde Blair ruiniert. Zwar sind beide nach dem Krieg noch wiedergewählt worden, aber beider politisches Erbe wurde fast völlig auf den Irak verengt. Für Bush, der außer dem Krieg gegen den Terrorismus keine originelle Agenda hatte, mag sich dies als Zugewinn an (tragischer?) Größe erweisen. Für Blair bedeutete es, dass seine eigentlichen Vorhaben Stückwerk blieben oder überschattet wurden. Denn wer denkt dieser Tage noch an die politische Lebensleistung des Reformers Blair? Der erste Labour-Politiker, der dreimal zum Premier ge-

wählt wurde. Darling des *Cool Britannia*, der die britischen Sozialdemokraten von ihren alten Zöpfen befreite und der Nation nach dem Tod Lady Dianas Richtung und Zusammenhalt gab. Der das Land in der Finanz-, Steuer- und Wirtschaftspolitik ebenso auf neue Füße stellte wie in der inneren Sicherheit – und die maroden Bildungs- und Gesundheitssektoren zumindest vorläufig konsolidierte. Auch davon handelt seine Autobiografie, ebenso wie von der schwierigen Parteifreundschaft mit Gordon Brown, der modernen Medienlandschaft und der globalen Finanzkrise. Dieses Buch ist das Vermächtnis des interessantesten Weltpolitikers der letzten zwanzig Jahre, nicht frei von Redundanzen und Selbstgerechtigkeit, aber mit Leidenschaft geschrieben, mit Witz und einer ausgeprägten persönlichen Note.

Effizient handelnder Konservativer

Verglichen damit, wirkt Bushs Buch auf den ersten Blick konventionell bis zum Rande der Lieblosigkeit. Die konfektionierte Ghostwriter-Sprache, die nur oberflächliche Auseinandersetzung mit kritischen Argumenten und der schlichte Buddy-Humor bestätigen die

Karikatur dieses Präsidenten: ein von Geburt Begünstigter ohne intellektuellen Antrieb, der eher von Ereignissen und seinem Umfeld geformt wird, als dass er selbst die Kraft seiner Persönlichkeit gestaltet. Aber je genauer man dieses Buch liest, desto deutlicher wird diese Karikatur unterlaufen. Stattdessen tritt in den vierzehn Kapiteln, die von je einer zentralen Entscheidung Bushs handeln, ein enorm disziplinierter, belesener Politiker hervor, der, ausgehend von den vier Eckpfeilern des modernen amerikanischen Konservatismus – Glaube, Familie, Freiheit und *small government* –, effizient handelt. Der Debatte um den Irakkrieg fügt sein Buch dennoch keine neuen Blickwinkel hinzu. Sowohl Gegner als auch Unterstützer Bushs werden in diesen Seiten finden, was sie suchen. Was aber erstaunt, ist die Gelassenheit, mit der Bush Fehler eingesteht – die überlange Treue zu Rumsfeld und dessen Irakstrategie, die zu einseitige Verwendung der Geheimdienstinformationen über Massenvernichtungswaffen oder auch das zu zögerliche Krisenmanagement nach der Zerstörung New Orleans' durch den Hurrikan Katrina. All das schrumpft zu handwerklichen

Fehlern, die Bush zwar bedauert, die aber seine Grundsätze unberührt lassen. Dass es letztlich richtig und erfolgreich war, diese Grundsätze unbeirrt zu befolgen – auch in der Anordnung „harter Befragungsmethoden“ gegenüber Terroristen –, daran besteht für Bush kein Zweifel: Die USA haben nach 9/11 in seiner Präsidentschaft keinen zweiten Anschlag erlitten, demokratische Strukturen in Afghanistan und im Irak sind etabliert und werden weiter ausgreifen, seine historischen Hilfsprogramme für Afrika werden die „Freedom Agenda“ weiter vorantreiben, die inzwischen beschlossene Verstärkung seiner Steuerreformen wird die USA langfristig wettbewerbsfähig halten, und seine (von Obama revidierte) Gesetzgebung zur Stammzellforschung weist den Weg in eine Zukunft, in der Moral und technischer Fortschritt im Einklang stehen. *Simple as that*. Die Geschichtsschreibung wird sich an Bush noch lange abarbeiten, gerade weil er ein Präsident ohne Geheimnis war.

Irakkrieg definiert ideologische Lager

In Deutschland hat die Geschichtsschreibung zum Irakkrieg unterdessen ihr erstes Standard-

werk hervorgebracht. Der Regensburger Politikwissenschaftler Stephan Bierling beschreibt in ebenso zugänglicher wie präziser Sprache die Vorgeschichte und den Verlauf des Krieges sowie die seither durchlaufenen Entwicklungsschritte. Seine scharfe Analyse ist frei von Dünkel; besonders lesenswert ist ein Kapitel, in dem er die beliebtesten Mythen um die vermeintlich wahren Kriegsgründe bloßstellt. Es war kein Krieg für Öl,

Israel oder die Interessen einer neokonservativen Verschwörerbande, sondern ein Krieg zur Sicherheit der USA, der nur aus der besonderen Situation nach 9/11 erklärbar ist. Anders als Blair sieht Bierling den Absturz des Irak vor allem in Rumsfelds strategischer Blindheit und der völlig mangelhaften amerikanischen Nachkriegsplanung begründet und geht entsprechend heftig mit den Verantwortlichen ins Gericht. Zwischen den

Zeilen ist hier der Missmut eines Autors herauszulesen, der grundsätzlich viel Sympathie für den Entschluss zum Krieg hatte – und ihn nun nicht mehr guten Gewissens zu verteidigen weiß. Damit macht sein faires und umfassendes Buch auch deutlich, dass die Haltung zum Irakkrieg die ideologischen Lager in der internationalen Politik ebenso für Generationen definieren wird, wie dies der Vietnamkrieg getan hat.

Arabische Aufstände erinnern weniger an 1989 als an 1789

„Die politisch wichtigste Frage lautet also, ob der arabische Aufstand eher nach dem Modell von 1789 oder eher nach dem von 1989 verlaufen wird. Ersteres steht für eine lange währende Epoche gesellschaftlicher und politischer Instabilität, Staatszerfall, Kriege und Bürgerkriege, vor allem immer neue Anläufe zur revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft; Letzteres steht für einen geordneten Transformationsprozess ohne Blutvergiessen und grosse soziale Erschütterungen. Da ist es verständlich, wenn die westlichen Kommentatoren das 1989er Modell bemühen, um die Vorgänge in der arabischen Welt zu perspektivieren. Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass die arabische Geschichte am Anfang des 21. Jahrhunderts auf eine Reprise der mitteleuropäischen Geschichte am Ende des 20. Jahrhunderts hinauslaufen wird. Ein Verlauf nach dem 1789er Modell jedoch wird Europa und die Weltwirtschaft – wegen der Abhängigkeit von arabischem Erdöl – in erhebliche Mitleidenschaft ziehen. Das ist vermutlich der Grund, warum bei den Europäern keine rechte Freude über den Aufstand und den Sturz der Diktatoren aufgekommen ist: Man fürchtet, dass es nicht beim Diktatorensturz bleiben wird, dass sich zivilgesellschaftlich fundierte Demokratien nicht so schnell etablieren lassen und dass die katastrophale wirtschaftliche Lage der Menschen sich nicht durch ein paar Reformen bessern lässt. [...] Die Hoffnung der Menschen, mit dem Sturz der Kleptokraten an der Spitze des Staates werde sich auch ihre wirtschaftliche Lage verbessern, wird also enttäuscht werden – und das dürfte dazu führen, dass sich die politische Revolution zur sozialen Revolution verschärfen wird. Auch das verweist eher auf 1789 als auf 1989. Man muss davon ausgehen, dass der Aufstand in der arabischen Welt entweder vom Militär abgebrochen oder sich zu einer grundstürzenden Revolution entwickeln wird. Aber eine Militärdiktatur ist bloss ein Aufschieben dessen, was sich auf Dauer nicht vermeiden lässt.“

Herfried Münkler am 9. März 2011 in der *Neuen Zürcher Zeitung*